

*Jetta
Carleton*

*Wenn die Mondblumen
blühen* *Roman*

Aus dem Amerikanischen von
Eva Schönfeld

Kiepenheuer & Witsch

1. Auflage 2009

Titel der Originalausgabe: *The Moonflower Vine*

Copyright © Simon & Schuster, 1962

All rights reserved

Aus dem Amerikanischen von Eva Schönfeld

© 2009 by Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes

Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: akg-images

Gesetzt aus der Dante und der Snell Roundhand Script

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-462-04096-8

Inhalt

Die Familie

9

Jessica

69

Matthew

165

Mathy

271

Leonie

365

Callie

445

Die Familie

Mein Vater hatte eine Farm im westlichen Teil von Missouri, unterhalb des Stromes, wo sich das Ozark-Plateau zu den weiten Ebenen hinabsenkt. Die Gegend wird kreuz und quer von Bächen durchflossen; üppiges Weideland steigt aus waldigen Tälern ins Sonnenlicht und endet an schroff abfallenden Kalksteinfelsen. Es ist eine anmutige Landschaft. Sie reißt einen nicht zu lauter Bewunderung hin, wie manche Gegenden es tun, aber sie hat etwas sehr Gewinnendes. Ihre Liebhaber belohnt sie mit Gelassenheit, mit Mais und Dattelpflaumen, Brombeeren, Schwarznüssen, Blaugras und Heckenrosen. Ein Land, in dem man sein Auskommen finden kann. Die Farm lag mitten darin: achtzig Hektar an einem trägen braunen Flüsschen, das ›Little Tebo‹ hieß.

Das neunzehnte Jahrhundert näherte sich seinem Ende, als meine Eltern, Matthew und Callie Soames, die Farm übernahmen. Sie waren damals jung vermählt und hielten ihren Einzug mit einem Teekessel, einem Federbett und einem Maultiergespann. Später übersiedelten sie in die Kleinstadt, in der mein Vater Schullehrer war, und verbrachten nur manchmal den Sommer auf der Farm. Dann aber, nach vielen Jahren, kehrten sie für immer zurück, gaben dem Haus einen neuen Anstrich, stützten die alte graue Scheune ab, kauften einen Bullen und einen Butan-Tank und wirtschafteten so vergnügt herum, als wären sie mun-

tere Zwanzigjährige und kein altes Ehepaar in den Siebzigern.

Meine Schwestern und ich besuchten sie regelmäßig auf der Farm. Wir kamen jeden Sommer – Jessica aus den Ozarks, Leonie aus einer kleinen Stadt in Kansas und ich aus New York, wo ich beim Fernsehen arbeitete, das damals noch neu und für meine Familie sehr geheimnisvoll war. Für mich und bis zu einem gewissen Grade auch für meine Schwestern bedeuteten diese Besuche etwa das Gleiche wie die alljährliche Steuererklärung: eine Unbequemlichkeit, die wir auf uns nehmen mussten. Es gab immer so vieles, was uns mehr gelockt hätte als eine Reise in die Vergangenheit. Doch so alt wir waren, unsere Eltern führten noch immer das Kommando. Sie forderten ihren Tribut, und wir zahlten ihn.

Waren wir aber erst einmal zu Hause, so fühlten wir uns ausgesprochen glücklich. Wir fielen mühelos in die alte Lebensweise zurück, rissen unsere alten Witze, angelten im Bach, aßen so viel Sahne, wie wir konnten, und wurden faul und fett. Es waren Wochen friedlicher Unwirklichkeit. Das Leben, das wir sonst lebten, wurde auf Eis gelegt, wir vergaßen die Außenwelt und besannen uns auf die Bande der Familie. Dass wir uns unterschiedlich entwickelt hatten und getrennte Wege gingen, spielte dabei keine Rolle; sobald wir uns in der vertrauten Umgebung befanden, genossen wir das Zusammensein.

Ich entsinne mich besonders eines Sommers Anfang der Fünfzigerjahre. Jessicas und Leonies Ehemänner waren diesmal nicht bei uns; der eine war Farmer, der andere Mechaniker, und beide hatten sich nicht freimachen können. Nur Leonies Sohn war mitgekommen, Soames, ein gut aussehender, hoch aufgeschossener Junge, der eben achtzehn geworden war. In ein paar Wochen sollte er zur Luftwaffe ein-

rücken, und Leonie litt sehr unter diesem Gedanken. Nach seinem Fortgang würde so viel Unerledigtes, Ungesagtes zurückbleiben, dass keiner von ihnen jemals Gelegenheit hätte, es nachzuholen. Es war traurig, nicht nur für sie, sondern auch für uns, zumal in Korea noch immer gekämpft wurde. Der Krieg, an sich schon eine ständige Sorge, trug erheblich dazu bei, uns den Abschied von Soames zu erschweren. Wir konnten das eine nicht vom anderen trennen. Und doch – hier auf dem Lande, weltabgeschieden, war es uns möglich, vorübergehend beides zu vergessen. Eine Tageszeitung gab es nicht, und das Radio wurde nie angedreht. Was wir zufällig an Neuigkeiten hörten, klang so unwirklich, dass es uns nichts anzugehen schien. Nur die Düsenjäger, die täglich von einem nördlichen Militärflugplatz her über uns hinwegbrausten, erinnerten an die drohende Gefahr. Bald aber hatten wir uns sogar an sie gewöhnt. Ihre Schatten huschten wie harmlose Wolkenschatten über Wiese und Hof. Die Farm war ein kleines Eiland im Meer des Sommers. Der ferne Krieg, in dem so viele junge Männer ihr Leben verloren, regte uns weniger auf als eine Mordgeschichte in der Nachbarschaft.

Ganz in der Nähe, nur eine oder zwei Meilen die Straße hinauf, war ein alter, einsiedlerischer Farmer namens Corcoran niedergeschossen worden – von seinem einzigen Sohn, einem schwachköpfigen, erst kürzlich aus der Armee entlassenen Jungen. Meine Eltern hatten den Alten am Morgen nach der Tat gefunden: Er lag unter dem Bett, beiseitegeschoben wie ein überflüssiger Teppich, mitleidlos seinem Schicksal preisgegeben. Ein Fünkchen Leben war noch in ihm, und so fuhren sie ihn die zwanzig Meilen zum nächsten Krankenhaus. Meine Mutter saß hinten im Wagen und hatte den Kopf des alten Mannes in ihren Schoß gebettet.

Das alles war kurz vor unserer Ankunft geschehen. Am vorletzten Ferientag kam wieder einmal die Rede darauf.

»Der arme Kerl«, sagte meine Mutter. »Für ihn wär's ein Segen, wenn er endlich sterben könnte.«

Mein Vater nickte. »Finde ich auch. Ist ja keiner da, der sich um ihn kümmert.«

»Er war immer ein grässlicher alter Nörgler, aber deswegen verdient er noch lange nicht, so zu leiden.«

»Wie alt ist er?«, erkundigte ich mich.

»Mindestens siebzig«, antwortete Mama in einem Ton, als könnte Mr. Corcoran ihr Großvater sein.

»Haben sie den Jungen schon erwischt?«, fragte Soames.

»Noch nicht.«

»Möchte wissen, wie er dazu gekommen ist.«

»Keine Ahnung«, sagte Papa. »Allerdings soll der Alte sehr streng mit ihm gewesen sein.«

»Ach, da wird viel geredet«, warf Mama ein. »Dass er den Jungen im Räucherhaus angekettet hat und so weiter. Ich glaube kein Wort davon.«

»Nichts als Klatsch und Tratsch«, erklärte Papa. »Der Alte hat die Leute gegen sich aufgebracht, und deshalb wollen sie ihm eins auswischen. Ungehobelt und grob war er ja, aber schlecht – nein, das kann man nicht sagen.«

»Bestimmt nicht. Der Junge ist eben nicht ganz richtig im Kopf, daran liegt's. Ich möchte bloß wissen, wie der in die Armee gekommen ist.«

»Da passt er doch hin«, meinte Soames grinsend und stand auf.

»Ach, du!« Mama gab ihm einen Klaps auf die Kehrseite seiner Jeans. »Lieber Himmel, wir haben ja noch kein Spülwasser heiß gemacht!«

So endete das Gespräch über die Bluttat in der Nachbar-

schaft. Wir rafften uns von unseren Stühlen auf, allesamt bis zum Platzen vollgefuttert. Es hatte Lendenbraten gegeben, junge Erbsen in Rahmsauce, in Butter gedünstete grüne Tomaten und als Nachtisch eine Karamelltorte. Unsere Mutter kochte gut und reichlich, wie es auf dem Lande üblich ist, und gegessen wurde mittags um zwölf.

»Das hat wieder mal geschmeckt«, lobte Jessica. »Ich wollte, ich hätte drei Mägen wie eine Kuh.«

»Ich auch«, sagte Leonie und nahm die letzte Tomate von der Platte.

»Nach der Torte?«, fragte ich.

»Ich muss immer mit was Pikantem abschließen.«

»Du hast Speck angesetzt«, bemerkte Papa und tätschelte im Vorbeigehen Leonies Schulter.

»Wo willst du denn hin?«, rief Mama ihm nach.

»Nur eben auf die Veranda.«

»Vergiss aber nicht, dass du heute Nachmittag noch Eis aus der Stadt holen musst. Du oder Soames, einer von euch.«

»Das mache ich, Oma!« Soames nahm jede Gelegenheit wahr, meinen Sportwagen zu fahren.

»Willst du schon wieder in die Stadt, Liebling?«, mischte sich Leonie ein. »Warum bleibst du nicht lieber zu Hause und kümmerst dich um das Scheunendach? Mutter wäre so stolz auf dich, wenn du mal eine Arbeit fertig machtest.«

»Ich mache sie ja fertig.«

»Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen. Außerdem wollen wir doch morgen zum Honigbaum.«

»Ich weiß.«

»Und draußen steht ein ganzer Stapel Schindeln, die du überhaupt noch nicht angerührt hast.«

»Weiß ich, Mutter. Die kommen schon noch an die Reihe.«

»Bestimmt nicht, wenn du dauernd in die Stadt fährst.«

»Ach, lass ihn doch«, sagte Papa. »Auf dem Dach ist es furchtbar heiß, nicht wahr, mein Junge? Wir fahren nachher zusammen.«

»Wartet aber nicht zu lange«, mahnte Mama. »Wir möchten die Eiscreme zurechtmachen, bevor die Mondblumen aufblühen.«

»Ach, bis dahin sind wir zehnmal zurück.«

»Na hoffentlich.« Sie wandte sich uns Töchtern zu. »Heute Abend kriegen wir zwei Dutzend Blüten. Ich hab die Knospen vorhin gezählt; so viele waren's noch nie. Und jetzt sagt mal, Kinder, was nehmen wir morgen alles zum Picknick mit? Darüber müssen wir uns ja allmählich klar werden.«

Wir besprachen das beim Geschirrspülen. Papa war vor Kurzem im Wald auf einen hohlen Baum gestoßen, in dem sich wilde Bienen angesiedelt hatten. Nun wollten wir die Bienen ausräuchern, den Baum aufhacken und den Honig herausholen. Nach der Arbeit würden wir angeln und schwimmen und am schattigen Flussufer ein Picknick veranstalten. Unsere Eltern hatten sich das als festlichen Abschluss unseres zweiwöchigen Besuchs ausgedacht. Während wir noch überlegten, ob wir uns für Pommes frites oder Kartoffelsalat entscheiden sollten, läutete das Telefon im Esszimmer; zweimal kurz, einmal lang.

»Das ist für uns«, sagte Mama.

»Ich geh schon!«, rief Papa von draußen. Gleich darauf kam er an die Küchentür. »Jake Latham hat angerufen, Mama. Er und Fanny und die Barrows und noch ein paar andere gehen morgen rüber zu Corcorans Farm. Jake sagt, das Heu muss eingebracht werden. Und die Pflirsiche sind auch so weit.«

»Ach, sagt er das?« Mama lächelte sanft ironisch. »Wird ja

so langsam Zeit, dass er was für seinen alten Nachbarn tut. Ist bestimmt das erste Mal.«

»Besser spät als nie. *Absit invidia.*«

»Und wir sollen wohl kommen und helfen, wie?«

»Ja, das möchte er gern.«

»Hoffentlich hast du ihm gesagt, dass wir nicht können.«

»Ich habe gesagt, ich würde mal sehen.«

Mama schaute ihn an, als zweifle sie an seinem Verstand.

»Aber wir wollen doch morgen zum Honigbaum!«

»Ja, gewiss, nur ...«

»Hast du ihm das nicht gesagt?«

»Nein ...«

»Warum nicht?«

Papa wand sich. »Weil ... na ja, ich glaube kaum, dass Jake einen Honigbaum für eine ausreichende Entschuldigung hält.«

»Du meine Güte! Was geht uns Jakes Meinung an?«

»Ich möchte nicht, dass man uns mangelnde Hilfsbereitschaft vorwirft«, erklärte Papa in lehrerhaftem Ton.

»Ach was, mangelnde Hilfsbereitschaft! Das trifft wohl eher auf die anderen zu. Die haben noch nie was für ihn getan. Immerhin finde ich's nett, dass sie jetzt einspringen wollen. Ich würde ja auch gern helfen, aber können sie nicht wenigstens bis Montag warten?«

»Das war meine erste Frage. Jake sagt, da passt es ihm nicht.«

»Und morgen passt es *uns* nicht. Wir haben unseren Plan für morgen fix und fertig.«

»Ich weiß.« Papa sah tief bekümmert aus. »So leid mir's tut, ich glaube, ich kann einfach nicht ablehnen. Geht ihr morgen zu eurem Picknick, und ich geh allein rüber und helfe.«

»Das wäre ungerecht«, meinte Jessica. »Wenn, dann gehen wir alle. Deine großen Töchter können auch helfen.«

»Kommt nicht infrage«, widersprach Mama energisch. »Keiner von uns geht. Wär ja noch schöner, wenn wir uns von denen alles verderben ließen! Sie haben Leute genug, auch ohne uns, und sie können sich ruhig mal ein bisschen anstrengen.«

»Sie werden uns für furchtbar selbstsüchtig halten«, wandte Papa ein.

»Sollen sie. Das müssen wir eben in Kauf nehmen.«

»Also gut. Wenn du so denkst, habe ich nichts mehr zu sagen.« Papa setzte seinen Hut auf und entfernte sich mit einer Miene edler Resignation. Er war offenbar sehr erleichtert.

Wir trockneten den Rest des Geschirrs ab, und dann zog sich Mama zu einem Mittagsschläfchen zurück. Soames war wieder an seine Dachdeckerarbeit gegangen. Leonie lief hinaus, um den ›guten Jungen‹ zu loben.

»Arme alte Leonie«, sagte Jessica kopfschüttelnd. »Sie zwingt ihn ja geradezu, das blöde Dach fertig zu machen.«

»Aber mit ihren dauernden Ermutigungsreden wird sie's nicht schaffen«, erwiderte ich. »Wenn sie nicht bald den Mund hält, kriegt er einen Wutanfall und haut ab, wie üblich.«

»Ja, und dann hat er wieder Gewissensbisse, der arme Junge.«

»Und steigert sich immer mehr in seine Wut hinein.«

»Und sie ist überzeugt, dass er sie nicht liebt, sonst hätte er ihr doch den Willen getan.«

»Genauso war's mit den Gesangsstunden«, bemerkte ich. Leonie hatte gebettelt, gebohrt, ermutigt, befohlen, hatte jede mütterliche List angewandt, um aus Soames einen Sän-

ger zu machen. Ihr Wunsch war verständlich, denn der Junge hatte eine schöne Stimme. Mit Fleiß und Ausdauer hätte er es wahrscheinlich zu etwas gebracht. Aber er interessierte sich nun mal nicht für Gesang ... und auch sonst eigentlich für nichts außer Fliegen und Autofahren.

»Die Ärmsten«, seufzte Jessica. »Sie tun mir alle beide so leid. Ich kann's kaum mit ansehen.«

»Wir müssen Leonie ins Haus zurücklocken, damit sie ihn in Ruhe lässt. Ich werde Klavier spielen. Das wirkt todsicher.«

Wir gingen ins Wohnzimmer und gruben ein paar vergilbte Notenhefte aus. Ich setzte mich an das alte, verschrammte Klavier und nahm ›Cupidos Schelmereien‹ in Angriff, ein Stück, das ich als Kind innig geliebt hatte. Der Fingersatz machte mir einige Mühe, und die Melodie wurde immer wieder von der Begleitung übertönt.

Leonie kam herein, die Hände auf die Ohren gepresst. »Auwei, auwei!«, stöhnte sie wie das Komikerpaar Amos und Andy. »Rück mal zur Seite.«

Sie spielte ›Cupidos Schelmereien‹ mit Schwung und Ausdruck zu Ende und ließ einige andere Stücke folgen – Lieder voller Schmerz und Leid und abendlicher Wehmut, deren Text Jessica und ich mit viel Gefühl sangen. Wir fanden das ungemein witzig. Mittendrin stimmte der herrenlose Köter, der schon die ganze Woche bei uns herumlungerte, ein lautes Geheul an.

Ich ging auf die Veranda, um ihn zu trösten. »Armer Kerl! Ich wollte, du könntest mir deine Adresse sagen.«

»Eine jämmerliche Kreatur«, urteilte Jessica. »Er ist ein netter kleiner Hund. Ich mag ihn.«

»Er hat Flöhe.«

»Dafür kann er nichts.«

»Was ist eigentlich aus dem Bärtigen geworden?«, fragte Jessica.

»Was ... ein Hund mit Bart?«

»Na, jedenfalls erinnerte er mich an einen Hund. Ich meine den seltsamen jungen Mann, den du vorigen Sommer mitgebracht hast.«

»Ach, der! Den habe ich nicht mitgebracht, er ist ganz von allein gekommen. Er machte eine Wanderung.«

Leonie kicherte. »Jawohl, in Tennisschuhen!«

»Und ohne Socken«, fügte Jessica hinzu.

»Ich weiß noch, er roch so komisch.«

»Wundert dich das? Sie lässt sich doch immer mit solchen Vagabunden ein.«

Sie lachten in teuflischer Einmütigkeit – selig, dass sie wieder einmal auf den strubbligen Anarchistentypen herumhacken konnten, die sich, oft sehr gegen meinen Willen, an mich zu hängen pflegten.

»Weißt du noch, wie ihm der Hirsebrei immer im Bart klebte?« Jessica prustete vor Lachen.

»Er hat mit dem Bart den Teller aufgewischt!«

»Darum war er auch dauernd von Fliegen umschwärmt.«

»Jetzt hört aber auf!«, schrie ich. »Er war ein hochgeistiger Mensch.«

»Hochgeistig!«, wiederholte Leonie verächtlich. »Er rümpfte die Nase über *Shakespeare!*«

»Schsch – weckt Mama nicht auf!« Wir kicherten jetzt alle drei wie toll, ohne besonderen Grund.

»Gott, ist mir heiß«, sagte Jessica. »Ich dampfe untenrum. Komm, wir gehen zur Badewanne.«

Die einzige Badewanne der Farm war eine teichartige Erweiterung des Baches. Wir nahmen Handtücher und Seife mit und schlenderten über das östliche Weideland auf die

Schlucht zu, durch die sich das Wasser einen Weg gebahnt hatte. Dort sprudelte eine Quelle aus der Brunnenröhre, die Papa in den Uferhang getrieben hatte; daneben hing ein Becher an einem Birkenast. Unser Vater schwor auf die gesundheitsfördernde Wirkung von Quellwasser, Wabenhonig und Sonnenschein. Wir rutschten das Steilufer hinunter und hockten uns im Sand auf die Fersen. Hier unten war die Luft angenehm kühl und duftete süß.

Jessica reichte mir einen Becher Wasser. »Gut für die Nieren.«

Sie und ich tranken um die Wette – konnte man sich innerlich ersäufen? –, bis Leonie uns Einhalt gebot. »Ihr werdet noch in die Badewanne machen«, sagte sie. Wir wateten zu der Stelle, wo der Bach breiter und tiefer wurde. Das Wasser war so klar, dass man die flirrenden Blattschatten auf dem glatten Sandsteingrund sehen konnte. Wir zogen uns aus und hängten die Kleider über die Ginsterbüsche. Jessica kreischte auf, als das eisige Wasser ihre Hüften erreichte. Die vorsichtige Leonie ging Schritt für Schritt hinein, nachdem sie sich Handgelenke und Kniekehlen befeuchtet hatte. Ich rutschte aus und fiel mit einem Plumps in den Bach. Bald hatten wir uns an die Kälte gewöhnt. Wir seiften uns ab, tauchten und planschten und alberten dabei, als wären wir kleine Jungen statt erwachsener Frauen. Jessica war fast fünfzig und Leonie nicht viel jünger; ich, der Nachzügler, näherte mich den dreißig. Aber keine von uns benahm sich entsprechend oder war sich auch nur ihres Alters bewusst. In den Ferien führten wir uns immer wie Kinder auf, weil unsere Eltern uns so am liebsten sahen.

Das eiskalte Wasser rötete unsere Körper. »Sind wir nicht hübsch?«, fragte ich plötzlich.

Wir hörten mit dem Geplätscher auf und betrachteten

einander. »Wir sind sogar sehr hübsch«, bestätigte Jessica. »Ein durchaus erfreulicher Anblick.«

Sie war ein bisschen zu dick und ich ein bisschen zu dünn, aber wir hatten alle drei weiche Linien und eine makellose Haut, die unsere Glieder straff umspannte. Hier im Freien, von Sonnenlicht überflutet, waren wir Schönheiten, und es kam uns ganz natürlich vor, dass wir es aussprachen. Nachdem wir aus dem Wasser gestiegen waren, setzten wir uns auf eine Steinplatte und rieben uns mit den Handtüchern warm und trocken.

»Ich wollte, Mama und Papa ließen sich endlich eine Wasserleitung legen«, sagte Leonie. »Findet ihr nicht auch, dass sie eine brauchen?«

»Hm, ich weiß nicht recht«, meinte Jessica. »Sie sind zeit ihres Lebens ohne Wasserleitung ausgekommen und vermischen sie wohl gar nicht.«

»Aber sie würden sich bestimmt daran gewöhnen.«

»Warum wollt ihr so hoch hinaus?«, fragte Jessica im gewichtigen Basston unseres Vaters. »Was uns genügt, dürfte wohl jedem genügen.«

Wir lachten, und ich dachte an die Stadt zurück, in der ich aufgewachsen war. Dort hatten sich nur der Bankdirektor und der Kaufmann eine Abwasseranlage und die dauernden Reparaturen an der Pumpe im Keller leisten können. Die gewöhnlichen Sterblichen behalfen sich, so gut es eben ging. Ich erinnerte mich an unsere Küche frühmorgens im Winter: Kohleneimer, über die man stolperte, der Müll-eimer neben der Tür, der dampfende Wasserkessel auf dem großen schwarzen Herd, Papa, der sich am Küchentisch rasierte, und ich selbst, im Unterrock, über die graue Emailleschüssel gebeugt (Hals und Achselhöhlen wurden täglich gewaschen), während Mama schon den Frühstücksspeck

briet, dessen Fettspritzer auf der Herdplatte zischten. Nein, die Küche war kein hübscher Raum. Sie war Badezimmer, Esszimmer, Waschküche und Speisekammer, entweder abwechselnd oder alles zugleich. Und man machte sich gar nichts daraus – das heißt, solange man das Großstadtleben nicht kannte. Nach jeder Berührung mit der Zivilisation fiel es einem schwerer, bei klirrendem Frost auf der Toilette im Hof zu sitzen oder das bewusste Töpfchen im Schlafzimmer zu dulden.

So schlimm war es jedoch nur im Winter. Im Sommer fand das Leben draußen statt. Man konnte baden; man konnte im Schatten des Pfirsichbaumes am Waschbrett stehen; man konnte auf der Hinterveranda bügeln. Die Kanonenöfchen kamen ins Räucherhaus, und auf allen Tischen standen Blumen. Freilich, die Wassereimer mussten nach wie vor gefüllt und entleert werden, aber man brauchte keine Kohlen zu holen und keine Asche hinauszuschleppen. Und der Nachttopf wurde nicht mehr benötigt; man suchte vor dem Schlafengehen das Örtchen im Hof auf – ein angenehmer Spaziergang an milden Sommerabenden.

Leonies Stimme riss mich aus meinen Träumereien. »Trotzdem, ich finde, sie sollten das Haus ein bisschen modernisieren, wenn sie hier bleiben wollen.«

»Lange können sie sowieso nicht mehr bleiben«, sagte Jessica.

»Sie denken anders darüber.«

»Mag sein, aber sie können es nicht, die Guten. Sie sind zu alt für die Farm. Übrigens würde uns eine Wasserleitung nicht halb so viel Spaß machen wie das hier.«

Sonnenlicht flimmerte durch die Eichenblätter. Irgendwo, tiefer im Wald, erzählte ein Kardinal unermüdlich, was für ein hübscher Vogel er sei. »*Pretty bird, pretty bird!*«, rief er.

Jessica saß auf einem blauen Handtuch und hielt ihre Knie umschlungen. Ihre Haut war noch rosig vom Wasser, und die runde Kehrseite glich einem großen Pfirsich. Sie sah aus wie Bouchers Diana oder eine Badende von Renoir. Aber ich hütete mich, ihr das zu sagen; sie hätte mich ausgelacht und gefragt, ob Buh-Schah mit Buh-Schah verwandt wäre, oder irgend so etwas. Ihr genügte es, das zu sein, was sie in ihren Alltagskleidern war – eine Frau in mittleren Jahren, die nicht viel auf ihr Äußeres gab und dringend ein Korsett brauchte.

Ich betrachtete meine andere Schwester, die schimmernd braun in der Sonne saß. Wie ein frisch gelegtes braunes Ei, dachte ich. Von uns dreien war Leonie die beneidenswert pigmentierte, die gar nicht genug Sonne bekommen konnte, eine Blondine mit brünettem Teint. Und je mehr sich ihre Haut bräunte, desto heller wurde ihr Haar. Es floss ihr jetzt offen über die Schultern, seidig und silbrig wie junge Maisfasern. Eine Frau, die so aussieht, sagte ich mir, dürfte nicht den Charakter einer Missionarin haben – sie hätte Besseres verdient. Aber Leonie war, mehr als wir anderen, mit dem Erbteil unserer Ahnen geschlagen, jenen vom Höllenfeuer getriebenen Wanderpredigern, die sich von Kentucky und Indiana her mit dem Wort Gottes durch die Wildnis gekämpft hatten. Die Heilige Schrift war das Gesetz, das Licht und der Weg, und von Liebe war darin kaum die Rede. Nichts konnte diese glutäugigen Fanatiker beirren, die Missouri und dem zwanzigsten Jahrhundert entgegenstrebten und alles beseitigten, was ihnen im Wege stand. Und ebenso wenig ließ Leonie sich jemals beirren. Sie hatte diesen brennenden Gotteseifer geerbt, und ihre Niederlagen waren so mannigfaltig wie die der Vorfahren. Wenn der Mehltau des Zweifels auf sie fiel, bot sie einen kläglichen Anblick: So war

sie zwei Wochen zuvor auf die Farm gekommen, sorgenzerquält und hohläugig. Aber die sanft verfließenden Tage, die fette Sahne, die allgemeine Fröhlichkeit hatten sie wieder gerundet, geglättet und schön gemacht. Jetzt, als ich sie nackt auf dem Felsen sitzen und ihr langes blondes Haar kämmen sah, erinnerte sie mich an die Lorelei, und ich sagte es ihr. Sie lächelte mich verlegen an; wenn sie das Kompliment auch nicht ernst nahm, so hörte sie es doch recht gern.

»Mama ist gewiss schon aufgewacht«, meinte sie. »Wir sollten wohl heimgehen.«

»Ja, das sollten wir wohl.«

Aber keine von uns rührte sich. Wir sahen einem Blatt zu, das langsam herabschwebte und auf dem Wasser landete. Ein zweites folgte ihm. Eine Heuschrecke zirpte ein kleines Loch in die Stille.

»Herbst ...«, flüsterte Jessica. Das Wort verwehte in der warmen Sommerluft.

Nach einer Weile zogen wir uns an und machten uns auf den langen Heimweg. Wir kletterten einen Abhang hinauf und kamen bei der Wiese heraus, die ›Alter Schornstein‹ genannt wurde. Lange vor unserer Zeit war dort einmal ein Haus niedergebrannt. Jetzt zeigten nur noch ein paar gebleichte Ziegel die Stelle an, aber in Jessicas und Leonies Kindheit hatte man schon von der Straße aus den einsam aufragenden Schornstein sehen können.

»Weißt du noch«, fragte Jessica, »wie oft wir uns Zimmer innerhalb der alten Grundmauern abgeteilt haben?«

»Ja, mit Kleegirlanden«, sagte Leonie.

»Und dann haben wir sie mit Gänseblümchen geschmückt ...«

»Und mit Schafgarbe und Kletten.«

»Aber die Kletten sind immer an uns hängen geblieben.«

Sie lachten beide. »Hier standen doch Wildpflaumen, ein ganzes Dickicht ... wir haben sie immer unreif gegessen, weißt du noch?«

»Und dann wurde uns schlecht, und Mama war so wütend! Es war schön hier, damals.«

»Lang, lang ist's her.«

»Ja ...«

»Mathy hatte sich hier eine Spielhütte gebaut«, fuhr Jessica fort. »Erinnerst du dich? Wenn es abends dunkel wurde und sie nicht nach Hause kam, dann fanden wir sie hier.«

»O ja, ich erinnere mich gut!«

Sie lächelten einander zu und entglitten mir, in eine Vergangenheit verloren, an der ich keinen Anteil hatte. Nicht ich war in ihrer Kindheit bei ihnen gewesen; sie hatten eine andere kleine Schwester gehabt, lange vor mir: Mathy, die dritte Tochter meiner Eltern. Ich konnte mich nur undeutlich an sie erinnern, denn als sie uns verließ, war ich eben erst drei geworden. Aber Mathy hatte einen Sohn namens Peter, der vier Jahre jünger als ich war. Ihn kannte ich, und das brachte mir die Mutter ein wenig näher. Peter war ihr, wie alle sagten, sehr ähnlich – feinknochig, brünett und mit glänzenden schwarzen Augen, lebhaft, immer zu Späßen aufgelegt, nicht ins Bockshorn zu jagen und, wie die Mutter, fasziniert von der Welt, die ihn umgab. Er liebte Bäume und Steine und ausgegrabene Knochen, am meisten aber den komplizierten Lebensmechanismus von allem, was da krecht und fleucht, mochten es nun Wanzen, Käfer oder Schmetterlinge sein. Das hatte auch seine Berufswahl bestimmt. Er studierte jetzt in Europa. Die Universität Leyden hatte ihm ein Stipendium gewährt, und wir waren alle mächtig stolz auf Peter.

Jessica und Leonie kamen von einem Rundgang um die alten Grundmauern zu mir zurück; sie sprachen noch immer

von Mathy. »Leicht hat sie's bestimmt nicht gehabt«, sagte Leonie gerade. »Für mich wäre das nichts gewesen.«

»Für mich auch nicht. Aber ich glaube, sie war glücklich.«

»Das hoffe ich. Das hoffe ich wirklich.« Leonies Blick war so ernst, als müsste sie Jessica von der Aufrichtigkeit ihrer Worte überzeugen.

»Ich wollte, Peter wäre hier«, warf ich ein und beobachtete ein Marienkäferchen, das an einem Stängel hochkrabbelte.

»Ich wollte, ich wäre dort«, versetzte Leonie. »Himmel, was gäbe ich darum, wenn ich nach Europa könnte!«

»Falls es nicht vorher in die Luft fliegt, nehme ich dich eines Tages mal mit«, versprach ich großzügig. »Wäre es nicht wunderbar, dort mit Peter zusammen zu sein?«

»Gar nicht auszudenken!«, erwiderte sie. »Hat er dir von seiner letzten Reise erzählt? Seine Briefe sind ja einfach großartig.«

»Und er schreibt so oft.«

»Daran sollte sich Soames ein Beispiel nehmen. Letzten Sommer, als er verreist war, habe ich ein einziges Kärtchen von ihm bekommen.« Leonies Miene verdüsterte sich, wurde aber gleich darauf wieder heiter. »Peter hat uns von überall Ansichtskarten geschickt – aus London, Venedig und Dänemark. Stell dir vor, er war in Helsingör!«

»Ja, er hat's mir geschrieben.«

»Helsingör! All diese Orte, die wir nur aus der Literatur kennen! Und Peter weiß es auch so richtig zu würdigen.«

»Das stimmt.«

»Wenn Soames doch so wäre.« Wieder huschte ein Schatten schmerzlicher Enttäuschung über ihr Gesicht. »Seine Gesangsstunden – ich darf gar nicht daran denken ... Wäre er bei der Stange geblieben, dann könnte er jetzt auch in Europa studieren, in Italien oder Paris. Wenn es mir nur gelun-

gen wäre ... Wenn sein Vater sich eingeschaltet hätte ...« Sie wandte das hübsche Gesicht ab, das sich, ein Spiegel durchkreuzter Hoffnungen, verzerrt hatte.

Vom Haus her tönte ein schwaches »Huhu« durch den Wald. »Mama ruft«, sagte ich. »Wir wollen uns lieber beeilen, sonst sucht sie uns Gott weiß wo.«

Wir liefen den Abhang hinunter, durchquerten ein kleines Gehölz und erreichten unseren Obstgarten, dessen alte silbergraue Bäume aussahen, als hätten sie Arthritis, so stark waren die Pflopfstellen im Laufe der Zeit verwachsen und verkalkt. Hier und dort hatte Papa junge Bäume gepflanzt, um den Bestand zu ergänzen. Er sorgte dafür, dass nichts ausstarb.

»Da fährt der Postbote«, sagte Jessica und deutete auf einen Wagen, der sich eben in Bewegung setzte. »Der ist heute aber spät gekommen.«

»Vielleicht hat Peter geschrieben.« Leonie lief zum Briefkasten, wo Mama schon stand. »Von Peter?«, fragte sie und deutete auf den Umschlag, den Mama in der Hand hielt.

»Scheint von Ophelia zu sein«, antwortete Mama.

»Ooch ...«, machte Leonie enttäuscht und abschätzig. Ophelia war unsere Cousine zweiten Grades. Sie wohnte mit ihrer Familie etwa vierzig Meilen südlich von uns.

Mama öffnete den Brief und reichte ihn mir. »Lies du ihn vor, Mary Jo. Ich komme mit dem Gekrakel nie zurecht.«

Ich warf einen Blick auf das Blatt und hielt es weit von mir ab. Ophelias Schrift war wie ein abstraktes Gemälde: Man musste sie aus einiger Entfernung und mit zusammengekniffenen Augen betrachten, um aus ihr klug zu werden.

»Meine Lieben«, las ich laut, »habe so lange nichts von euch gehört, dass ich mich frage, ob Ihr noch bei Leben und Gesundheit seid – ha! Ralph und mir geht es so weit ganz

gut. Jesus steht uns bei. Ma klagt öfters. Sie ist diesen Sommer recht elend. Ich weiß nicht, wie lange wir sie noch bei uns haben werden ...«

»Arme alte Tante Cass«, warf Mama ein, womit sie Ophelias Mutter meinte. »Sie kann ihre Gedanken nicht mehr zusammenhalten. Na ja, das ist eben das Alter. Im Grunde ist sie kräftiger als ich.«

»Sie riecht auch sehr kräftig«, bemerkte ich. »Als wir sie voriges Jahr besuchten, war sie enorm badereif.«

»Aber Mary Jo!«

»Ist doch wahr ... Bei Ophelia und Ralph war's übrigens nicht anders. Die rennen dauernd zu ihren Gebetsversammlungen und arbeiten sich in edlen Schweiß und baden nie.«

»Das Blut des Lammes wäscht sie rein«, sagte Jessica.

»Kernseife wäre besser.«

»Wollt ihr wohl still sein!«, fuhr uns Mama über den Mund. »Ihr solltet euch schämen. Was schreibt sie denn sonst noch?«

Ich kniff wieder die Augen zusammen. »Mit Gottes Hilfe wird Ma nun sechsendneunzig. Wir freuen uns alle auf Euren Geburtstagsbesuch. Du hast versprochen, Callie, dass Ihr kommt und die Mädchen mitbringt.«

»Ich könnte mich ohrfeigen!«, stöhnte Mama. »Ja, ich hab's ihr wirklich versprochen, als wir am Heldengedenktag bei ihnen waren. Nicht eine Sekunde hab ich mehr dran gedacht. Hätte sie's nicht auch vergessen können?«

»Sie hat eben das Gedächtnis eines Elefanten«, sagte ich.

»Nicht nur das Gedächtnis«, bemerkte Jessica, denn Ophelia war ziemlich massiv gebaut. »Wann hat Tante Cass Geburtstag, Mama?«

»Morgen!«

»Oh ... Bitte, nein!«

»Also das hat uns gerade noch gefehlt!«

»Müssen wir denn hinfahren?«

»Eigentlich müssten wir.«

»Wir können nicht – morgen gehen wir zum Honigbaum.«

»Ich hab's doch versprochen!«, jammerte Mama und sah uns hilflos an.

»Diese Sorte Versprechen braucht man nicht zu halten«, tröstete Jessica. »Gott wird es dir bestimmt nicht übel nehmen.«

»Gott nicht, aber Ophelia. Die verzeiht mir das nie. Und Tante Cass ist so alt – vielleicht ist es ihr letzter Geburtstag.«

»Mama, ist dir klar, dass wir schon neunmal ihren letzten Geburtstag gefeiert haben?«

»Ja, aber ...«

»Und es kann uns noch weitere neun Jahre lang blühen, wenn ihre Wehwechen sie nicht endlich umbringen. Dieses ewige Geflenne und Geküsse ...«

»Ralph mit seinem feuchten Schnurrbart!« Ich schüttelte mich. »Und man muss schreien und Choräle singen«, fuhr Jessica fort. »Wenn Ophelia so besorgt um ihre Mutter ist, sollte sie lieber auf diese Feiern verzichten. Sie lädt uns nämlich bloß ein, weil *ihr* das Spaß macht.«

»So wird's wohl sein«, gab Mama zu. »Aber du kannst ihr das nicht verdenken. Es ist grässlich einsam da unten.«

Jessica lachte wegwerfend. »Die und einsam? Keine Spur, Mama! Sie haben ihre Zeltmissionen und fahren in die Stadt, und Ralphie kommt alle naselang mit den Enkelkindern zu Besuch ... Die haben Abwechslung genug.«

»Aber Ophelia *sagt* doch immer, dass sie so einsam sind.«

»Damit will sie nur Mitleid schinden. Mit dir kann sie's ja

machen. Dauern müsst ihr hin, du und Papa. Und die Fahrt ist eine Strapaze für euch, das weißt du selber am besten.«

»Nun ja ...«, erwiderte Mama kleinlaut. »Aber nächstes Mal wird sie mich fragen, warum ich mein Versprechen gebrochen habe, und was soll ich ihr dann sagen?«

»Einfach die Wahrheit. Dass wir ein Bienennest ausgeräuchert haben.«

»Manche Leute können die Wahrheit schlecht vertragen.«

»Dann erleichtere es Ophelia, indem du lügst.«

Mama sah uns nachdenklich an. »Hm, das werde ich wohl auch tun.«

Wir lachten, und ich küsste sie auf die Wange, die sich wie weiches, altes Leinen anfühlte. (An junge Mütter habe ich mich nie gewöhnen können. Meine war in den Vierzigern, als ich geboren wurde – daher kommen mir knusprige junge Mütter immer unecht vor.)

»Außerdem«, führte Mama zu ihrer Rechtfertigung an, »würden wir erst spät von der Geburtstagsfeier zurückkommen und die Mondblumen nicht aufblühen sehen.«

Nachdem diese Klippe glücklich umschifft war, setzten wir uns einträchtig zum Pfersichschalen in den ›Salon‹, wo es kühler als in der Küche war. Mama wollte vor dem Abendessen noch Pfersiche einmachen. Wir hatten zwar Vorräte in Hülle und Fülle, aber sie konnte nun einmal nicht untätig sein. An jedem Ferienmorgen verkündete sie mit strahlendem Gesicht: »Heute wird nicht gearbeitet – heute tun wir nur das, was wir mögen.« Und dann stellte sich unweigerlich heraus, dass wir nichts so gern tun wollten wie Steppdecken reinigen, Dielen scheuern oder eine weitere Portion Einmachgläser füllen. So war es von jeher gewesen: Mama regierte uns mit fester Hand; der Besen und der Marmeladentopf ersetzten ihr das Zepter und den Reichsapfel, und

das Waschbrett war ihr Schild. Wir durften zwar studieren, weil unser Vater Schullehrer war, aber zu Hause durften wir nur selten lesen. Sollten wir stattdessen nicht etwas *tun*? Und war uns das nicht viel lieber? Mama braucht euch – die Räucherkerkerkammer muss sauber gemacht werden – hurra! Unsere arbeitsliebende Mutter war nie zufriedener, als wenn sie gemeinsam mit uns herumwirtschaften konnte.

Das Alter hatte ihrem Tätigkeitsdrang nicht den geringsten Abbruch getan. Mit siebzig versorgte sie ihren Haushalt wie eh und je. Auf der Farm gab es keine neuzeitlichen Geräte, die ihr die Arbeit erleichtert hätten, aber ganz ohne Hilfe war sie zum Glück nicht.

Sie hatte nämlich eine Freundin, die Hagar hieß – eine verwittrte alte Jungfer, die auf dem nächsten Hügel wohnte. Miss Hagar war vor etlichen Jahren mit ihrem greisen Vater zugezogen, und seit dem Tode des Alten hauste sie auf der vernachlässigten Farm so allein wie ihre biblische Namensschwester. Wir sahen sie oft auf dem Feld, eine einsame Ährenleserin mit Sonnenhut, ausgebleichenem Baumwollkleid und alten Männerstiefeln. Sie war ein kleines, scheues, aber unglaublich zähes Geschöpf. Ganz auf sich selber gestellt, erwartete sie von niemandem Hilfe oder Gefälligkeiten. Männerarbeit ging ihr leichter von der Hand als Frauenarbeit. Sie rauchte Pfeife; und außer einer gewissen weiblichen Neigung, am Unglück anderer Leute teilzunehmen, war kaum noch ein femininer Zug an ihr. Meiner Mutter war sie liebevoll ergeben. Jeden zweiten oder dritten Tag kam sie zu Besuch, und dann wurde eingekocht, geputzt und geplaudert. Die beiden machten es sich so gemütlich miteinander wie zwei Katzen in der warmen Scheune.

Im Grunde passte Miss Hagar ganz und gar nicht zu meiner Mutter, die nach Lavendel duftete und Seidenbänder in

ihren Unterröcken trug. Mama hatte geraffte Gardinen an den Fenstern und Zierdeckchen auf allen Tischen, und sie träumte von der Eleganz des viktorianischen Zeitalters – von Plüsch, geschliffenem Glas, wallenden Samtportieren und einem vornehmen weißen Haus in der Stadt. Ja, eine weiße Villa mit rundum laufender Veranda, ein großer Rasenplatz vor dem Haus, und samstags kam der Gärtner, um die Hecken zu stutzen ... Mama hätte mit Dienstboten umzugehen gewusst, so viel stand fest.

Andererseits hatte meine Mutter in jüngeren Jahren eigenhändig gepflegt und schämte sich dessen nicht. Die Verbundenheit mit dem ländlichen Leben bestimmte ihr Urteil über Menschen und Dinge. Sie liebte reiche Ernten, fettes Vieh und lange Reihen von Einmachgläsern, deren Inhalt im erdig riechenden Dämmer des Kellers rot, goldgelb und grün schillerte. Sie liebte es, die Küche am Sonntag voll von Verwandten und alten Freunden zu haben. Und sie liebte Besucher, mit denen sie sich ausgiebig und genießerisch über Todesfälle und andere Schicksalsschläge unterhalten konnte.

Miss Hagar war eine Frau nach ihrem Herzen, weitaus mehr als die Damen, mit denen sie in der Stadt verkehrt hatte. Die spielten Bridge, luden zum Lunch ein, sprachen unglaublich geziert, kauften sich allerlei Kinkerlitzchen und schwärmten für Hörspiele. Mama verachtete diese Frauen, fühlte sich aber in ihrer Gegenwart irgendwie minderwertig. Und das war kein Wunder. Mit ihrer fehlerhaften Grammatik und ihrem goldrichtigen Standpunkt konnte sie in einer solchen Gesellschaft nicht heimisch werden.

So war sie denn meistens für sich geblieben. Sie führte den Haushalt, zog ihre Kinder groß und wartete vierzig Jahre hindurch auf ihren Mann. Jeden Morgen stand sie vor

ihm auf, bereitete sein Frühstück und sorgte dafür, dass er pünktlich zur Schule ging. Jeden Abend saß sie neben ihm und sah ihm verstohlen bei der Arbeit zu. Der Wind heulte im Schornstein, der Kessel zischte, der Schaukelstuhl knarrte, und ihr Mann sprach kein Wort. Er hatte zu tun; er durfte nicht gestört werden. Sie saß ganz still, damit das Knarren des Schaukelstuhls verstummte. Die Uhr tickte, der Kessel zischte. Und sie schlüpfte ins Bett. Vierzig Jahre hindurch war sie einsam. Aber sie liebte ihren Mann, und sie wartete.

Die Kinder wuchsen heran; sie machten keine Sprachschnitzer, und sie hatten sonderbare rebellische Anwendungen. Aber sie liebte ihre Kinder und war geduldig. Alle verließen sie; eines starb. Und schließlich wurde ihr das Glück, auf das sie so lange gewartet hatte, doch noch zuteil – unvollkommen wie alle irdischen Dinge und dennoch Glück: Sie durfte auf die Farm heimkehren. Ihr Mann gehörte endlich ihr allein. Die Kinder kamen jeden Sommer. Und sie hatte eine Freundin, die so anhänglich war wie eine treue Dienerin, die sich gern mit ihr über Tod und Unglücksfälle unterhielt und die kein Wort lesen konnte.

»Miss Hagar ist heute Nachmittag in die Stadt gefahren«, sagte Mama, von den Pfirsichen aufblickend. »Warum, weiß ich nicht. Muss was Wichtiges sein. Sie ist den ganzen Sommer höchstens dreimal in der Stadt gewesen.«

»Schade, dass Papa nichts davon gewusst hat«, meinte Jessica. »Er hätte sie doch mitnehmen können.«

»Sie wäre bestimmt nicht mit ihm gefahren. Wir fordern sie immerzu auf, aber sie hat ja eine Todesangst, irgendwem lästig zu fallen. Für sie soll keiner was tun, das ist ihr peinlich. Und du meine Güte, was tut sie nicht alles für uns!«

»Wirklich, sie ist eine große Hilfe.«

»Wenn sie wenigstens was dafür nähme! Wie oft haben wir

versucht, ihr ein bisschen Geld zu geben, aber nein – nichts zu machen. Ab und zu drängt ihr Papa mit Mühe und Not ein paar Lebensmittel auf oder einen Sack Futter.« Mama hob den Kopf. »Wo steckt Papa eigentlich? Er soll endlich losfahren und das Eis holen.«

»Er ist schon fort«, sagte ich.

»Weißt du das genau?«, fragte Leonie. »Mir ist doch so, als wäre Soames noch hier.«

»Dann ist Papa eben ohne ihn gefahren.«

»Wirklich?« Leonie ging an die Hintertür, blickte hinaus und kam dann zurück. »Kaum zu glauben«, sagte sie. »Soames ist hier geblieben und arbeitet, obgleich er mit dem Auto in die Stadt hätte fahren können.«

»Das Dach macht er sehr ordentlich«, lobte Mama. »Hört mal – klingt das nicht schön?« Soames hatte angefangen zu singen.

»Ja, jetzt singt er«, murmelte Leonie bitter. »Weil er denkt, dass niemand ihm zuhört.« Gedankenverloren lauschte sie dem klaren, volltönenden Bariton, der vom Scheunendach herab die Reize einer Jeanie mit lichtbraunem Haar pries. Sie hatte so große Hoffnungen auf diese Stimme gesetzt.

Mama stieß einen behaglichen Seufzer aus. »Ach, ist das ein trauriges Lied! Ich muss dabei gleich an den armen Mr. Corcoran denken ...« Und sie erzählte uns zum soundsovielten Mal, wie Papa und sie ihn gefunden hatten, als sie hinfuhren, um ihm ein Pfund Butter zu bringen – der Alte schien dergleichen zwar nie zu würdigen, aber so war er nun mal, und ihr tat es so leid, dass er nie etwas Ordentliches zu essen bekam, der Ärmste, weil er doch ganz allein war und kein Mensch für ihn sorgte. Mamas trockene kleine Hausfrauenstimme senkte sich raunend, als trage sie eine alte Ballade voller Liebe und Leid vor.

Ein leichtes Lüftchen blähte die Gardinen und verweilte einen Augenblick, bevor es sich in der Stille des alten Farmhauses verlor. Meine Schwestern und ich schaukelten in den Stühlen, fächelten uns und streckten die nackten Beine über den geblühten Teppich. An der Wand hingen zwei Bilder: Christus, auf den Wassern wandelnd, und Christus im Garten Gethsemane. Das Wunder gab uns nichts zu denken, und die Leiden des Herrn rührten uns nicht – wir überließen uns ganz dem sündhaften Genuss fremden Unglücks und dem heiteren Frieden des Sommernachmittags.

Jessica wedelte mit dem Rocksäum, um ihre Schenkel zu kühlen. »So eine Hitze! Ich hätte schon wieder ein Bad nötig.«

»Ja, es ist heiß.« Mama krepelte ihren Kragen nach innen. »Zieh das Kleid runter, Jessica. Ich kann dir bis sonst wohin sehen.«

»Na wenschon, Mutter. Du guckst mir nichts ab.«

»Und wenn einer von der Veranda reinkommt?«

»Dann geschieht's ihm recht. Anständige Menschen machen sich vorher bemerkbar.«

Ich lachte. »Wisst ihr noch, wie der Pastor vorigen Sommer durch die Hintertür kam, und Jessica war gerade dabei, das alte Korsett anzuprobieren? Meine Güte, hat der Augen gemacht.«

»Ich hab dir gleich gesagt, auf der Veranda probiert man kein Korsett an«, tadelte Mama.

»Wo hättest du's denn anprobiert?«, fragte Jessica.

»Oben natürlich.«

»Oben war's mir zu heiß. Außerdem hatte der Pastor hier gar nichts zu suchen. Man platzt nicht an einem heißen Sommernachmittag bei den Leuten herein. Wir sind schon gerettet, und das weiß er. Warum ist er nicht zu Hause geblieben

und hat die Bibel gelesen? Oder seine ehelichen Pflichten erfüllt?« Leonie und ich kicherten, und Mama rief: »Jessica! Schämst du dich nicht?«

»Seine Frau sieht aus, als könnte sie's brauchen, das arme Ding.«

»Nun halt aber den Mund! Das gehört sich nicht.«

»Okay, Mutter.« Jessica blinzelte ihr verschmitzt zu. »Aber du musst doch zugeben, dass sie so einen hungrigen Blick hat ...«

»Willst du wohl still sein!«

Wir lachten und streckten uns und gähnten. Leonie ging hinaus und kam mit einem Krug Eistee zurück. Wir legten eine Pause ein und ließen das Eis in unseren Gläsern klappern. In der Luft hing der süße, würzige Duft von Geißblatt und Zedernharz. Die weißen Gardinen blähten sich, erschlafften und blähten sich von Neuem, leicht und lautlos, als atmeten sie. Von Zeit zu Zeit ertönten rasche Hammerschläge vom Scheunendach.

So floss der Nachmittag dahin, schwer wie Honig, golden und süß und ungestört. Wir schaukelten träge, das Eis klirrte in den Gläsern, die Gardinen hoben und senkten sich. Und ich dachte, eigentlich ohne die Gedanken in Worte zu kleiden, an Tschechow, bei dem die ohnehin schleppende Handlung des Stücks mitunter gänzlich zum Stillstand kommt. Die Frau auf der Schaukel schwingt vorwärts und dann – nach einer Ewigkeit – zurück. Der Doktor (bei Tschechow kommt immer ein Doktor vor) sitzt zusammengesunken im Sessel; das Gewicht seiner pessimistischen Weisheit lastet zu schwer auf ihm, als dass er sich rühren könnte. Töchter oder Onkel lehnen in tranceartiger Hoffnungslosigkeit an einem Spalier. Die Hitze und die Stille und der provinzielle Stumpfsinn lassen das Stück vorerst nicht weitergehen.

Bei uns wurde die Stille durch das Knirschen von Rädern auf Kies unterbrochen. »Das ist Miss Hagar«, sagte Mama. »Ich hab gerade gedacht, sie müsste jetzt bald kommen.« Wir folgten ihr in den Hof. »Vielleicht hat sie was Neues über Mr. Corcoran gehört. Huhu!«

In dem quietschenden Einspanner saß Miss Hagar unter einem schwarzen Schirm, klein und aufrecht, Füße zusammen und Knie auseinander. »Brrr!«, rief sie, und das Pferd blieb mit einem langen Schnauben der Erleichterung stehen. Seine Knie knickten ein, der Rücken höhlte sich, und der Hals sank wie eine weich gewordene Lakritzenstange langsam nach unten. Als das Tier den Boden mit der Nase berührte, fing es zufrieden an, Gras auszurupfen.

»Tag«, begrüßte uns Miss Hagar und legte ihre Pfeife aus der Hand. Sie brachte es nie über sich, in Mamas Gegenwart zu rauchen. »Ist Ihnen etwa heiß?«, erkundigte sie sich mit einem breiten Lächeln, das ihre kleinen gelben Zähne enthüllte.

Wir sagten, uns sei sehr heiß.

»Gibt's was Neues?«, fragte Mama.

»Seit gestern hat keiner was gehört. Und da ging's ihm nicht besser. Eher schlechter.«

»Der arme Kerl.«

»Ist mir einfach ein Rätsel, wie er das überlebt hat.«

»Mir auch. Den Jungen haben sie wohl noch nicht?«

»Nein. Irgendwer will ihn in der Nähe von Osceola gesehen haben. Andere behaupten, er treibt sich noch hier in der Gegend herum.«

»Oje, hoffentlich nicht«, sagte Mama.

»Ach, uns wird er schon nichts tun.«

»Nein, der hat nichts Böses mehr vor, denke ich. Er und sein Vater hatten wohl miteinander was auszumachen.

Trotzdem ... ein bisschen unheimlich ist mir's doch, wenn ich mir vorstelle, dass er hier irgendwo sein könnte. Haben Sie denn keine Angst, so ganz allein?»

»Ich? Vor dem? Bestimmt nicht.«

»Na, wird ja auch nichts passieren. Der arme Junge ... Übrigens hat Jake Latham heute Mittag angerufen. Sie wollen morgen rübergehen und die liegen gebliebene Arbeit machen.«

»Ich weiß. Neulich war ich mal drüben und hab Mr. Corcorans Mais geschnitten.«

»Wie nett von Ihnen.«

»Das bisschen, was da zu ernten ist, kann eine allein ganz bequem einbringen. Jake will bloß wieder mal angeben. Ich hoffe, Sie haben ihn zum Teufel geschickt.«

Mama lächelte. »Wir haben ihm gesagt, dass wir morgen nicht können. Für die Mädchen ist es der letzte Tag zu Hause.«

»Richtig. Und da wollen Sie natürlich nicht von morgens bis abends auf dem Feld arbeiten.«

»Stimmt genau.«

»Vor so einer Reise ist immer noch was zu erledigen, nicht wahr?»

»O ja, sehr viel sogar.«

»So viel, dass gar keine Zeit zum Kochen bleibt, wie?»

»Na, jedenfalls gibt's eine Menge zu tun.«

»Hab mir schon so was gedacht.« Miss Hagar blickte uns der Reihe nach an. Ihr sonnengebräuntes Gesicht, das für gewöhnlich so ausdruckslos wie ein Haferkeks war, strahlte vor Eifer, und ihr Mund verzog sich zu einem zaghaften Lächeln. »Und deshalb möchte ich Sie allesamt für morgen zum Essen einladen.«

»Was!«, platzte Mama heraus. Sie war so verblüfft, dass

sie ihre guten Manieren vergaß. Miss Hagar hatte noch nie jemanden zu sich eingeladen.

»Ich mache Eiscreme für Sie. Hab schon alles besorgt.«
Miss Hagar deutete mit dem Kopf nach hinten.

Wir sahen in den Wagen und erkannten in einem nassen Jutesack die Umrissse eines Eisblocks – ein unerhörter Luxus für Miss Hagar. Deshalb war sie also in die Stadt gefahren.

»Du meine Güte!«, sagte Mama überwältigt.

»Ich hab auch eine Henne in den Stall gesperrt, damit ich sie morgen früh schlachten kann. Und ich backe einen Kuchen.«

»Aber Miss Hagar!«

»So gut wie Ihrer wird er ja nicht werden, aber vielleicht lässt er sich essen.«

»Sie sollten sich wirklich nicht so viel Umstände machen.«

Miss Hagars Augen leuchteten. »Ach was, ist doch gar nichts Besonderes.«

Aber es war etwas Besonderes, wie Mama sehr gut wusste. Ihre Freundin musste den ganzen Sommer für dieses Ereignis vorgesorgt und gespart haben. »Also wirklich, Miss Hagar, ich bin sprachlos. Wir würden ja so gern kommen, nur ...« Sie zögerte, und das Lächeln auf Miss Hagars Gesicht drohte zu erlöschen.

»Sie haben wohl schon was vor?«

»Ja, leider, das heißt ...«

»Oh.«

»Mein Mann hat unten am Fluss einen Honigbaum gefunden, und da wollten wir morgen den Honig rausholen.«

Das Lächeln belebte sich neu. »Aber dafür brauchen Sie doch nicht den ganzen Tag. Wenn Sie gleich nach dem Frühstück hingehen ...«

»Hm ... so *könnten* wir's natürlich machen ...« Mama verstummte. Sie saß in der Klemme und wusste nicht ein noch aus. Miss Hagar legte offenbar großen Wert auf unseren Besuch, und sie hatte nie zuvor um etwas gebeten. Mama warf uns einen kläglichen Blick zu und wandte sich dann wieder ihrer Freundin zu. »Es tut mir schrecklich leid, Miss Hagar, aber ich glaube, es geht nicht.«

»Oh.« Das kleine braune Keksgesicht wurde undurchdringlich. »Na, war ja bloß 'ne Idee von mir.«

»Und so eine nette! Wirklich, Miss Hagar, es tut mir schrecklich leid.«

»Ist schon gut.«

»Jeden anderen Tag hätte es uns herrlich gepasst ... Und wir sind Ihnen so dankbar ...«

»So dankbar!«, echoten wir.

»Aber ich weiß nicht ... wo doch morgen ihr letzter Tag ist, und sie waren nur so kurze Zeit zu Hause ...« Mamas Stimme versagte, und wir standen schweigend da, beschämt von Miss Hagars stummer Enttäuschung.

»Dann sehe ich die jungen Damen wohl gar nicht mehr?«, fragte sie schließlich, und als wir diese Vermutung bestätigten, meinte sie: »Nun, da werde ich mich also gleich jetzt verabschieden.«

»Möchten Sie nicht ein Weilchen reinkommen?«, forderte Mama sie auf.

»Nein, danke, ich muss zu Hause noch sauber machen.« Miss Hagar griff nach den Zügeln, das Pferd riss die alten Knochen zusammen, und der Wagen fuhr knarrend ab. Das Schmelzwasser, das von dem Eisbarren tropfte, zog eine dünne Tränenspur in den Staub der Straße.

Mama schaute dem Gefährt nach. »Die Ärmste«, murmelte sie, und ich sah, dass ihre Augen feucht waren.

»Wollen wir's uns nicht noch mal überlegen?«, fragte Jessica. »Wir müssen doch nicht unbedingt zu den Bienen.«

Mama umfasste uns drei mit einem zärtlichen Blick. »Wir haben's uns vorgenommen, und wir gehen«, sagte sie fest. Aus dem Scheunenhof kam eine akustische Ablenkung – das Aufheulen eines Motors, enormes Getöse und aufgeregtes Hühnergegacker.

»Himmel, was ist denn da los?«

Es war Soames, der wieder einmal mit meinem kleinen Auto die Hühner wild machte.

»Lass das!«, schrie Leonie.

Soames misshandelte die Bremse, riss den Wagen herum und brauste auf den Zaun los. Knapp eine Handbreit davor hielt er an.

»Du sollst das lassen!«, schrie Leonie abermals.

»Was willst du denn, ist ja alles okay.« Er grinste teuflisch. Wie er so dasaß, nackt bis zum Gürtel und scheinbar mit dem kleinen offenen Wagen verwachsen, glich er einem motorisierten Kentauren.

»Die Hosen sollte man dir stramm ziehen«, schalt Leonie. »Opas Hühner kriegen noch die Legenot, wenn du sie immer so erschreckst.«

»Ach was, Mutter, die lassen sich gern jagen. Sie denken, ich bin eine neue Sorte Hahn.«

»Nichts als Unfug hast du im Kopf. Kannst du nicht lieber das Dach fertig machen?«

In diesem Augenblick fuhr mein Vater in den Hof, was wiederum ein heftiges Hühnergeflatter verursachte. Soames sprang hilfsbereit aus dem Wagen. Die beiden trugen das Eis ins Räucherhaus und legten es in einen Waschzuber.

»So«, sagte mein Vater, »wenn ihr Frauen die Eiscreme angerührt habt, werden wir Männer abwechselnd die Kur-

bel drehen.« Er setzte sich auf den Brunnenrand, nahm den Hut ab und gebrauchte ihn als Fächer. Trotz seiner zweiundsiebzig Jahre hatte er noch ziemlich volles Haar, und da es hellblond gewesen war, sah es nach dem Ergrauen nicht viel anders als früher aus. Sein Gesicht war nach wie vor hager und streng, doch die Lachfältchen um Mund und Augen hatten sich vertieft. Mit den Jahren war er milder geworden. Er weckte uns jetzt nie vor halb sieben – ein Zugeständnis, das wir seinem Alter verdankten. »Oh, da sind aber viele Pflirsiche abgefallen«, sagte er plötzlich. »Ihr habt wieder mal nicht aufgepasst.«

Wir liefen zu dem Pflirsichbaum in der Hofecke und lasen die schweren, samtigen gelbfleischigen Früchte auf. Sie waren so reif, dass uns beim Essen der Saft übers Kinn floss. Soames ging zu meinem Wagen zurück. Es war ein roter MG, den ich mir gleich nach der Abwertung des britischen Pfundes gekauft hatte. In Amerika war dieser Wagentyp damals noch selten, und Soames hatte nie zuvor einen MG gesehen. Bei ihm war es Liebe auf den ersten Blick. Abends fuhr er oft nach Renfro hinüber und parkte auf dem Platz vor der Kirche. Die kleinen Mädchen wurden beinahe hysterisch vor Bewunderung. Soames mit seiner stattlichen Länge von sechs Fuß und dann noch ein englischer Wagen – das war nicht zu überbieten.

»Tante Jo, kann ich ihn heute Abend noch mal haben?«

»Meinetwegen. Aber ich wäre dankbar, wenn deine Freundinnen ihren Kaugummi nicht immer ans Armaturenbrett klebten.«

Mein Vater zielte mit einem Pflirsichkern nach zwei Blauhähern, die sich in der Baumkrone zankten. »So ein Gesindel!«

»Warte mal, Opa, die kriege ich mit der Schleuder!« Soames

hob einen Stein auf und schoss ihn zwischen die Zweige. Die beiden Vögel ergriffen laut kreischend die Flucht, und bald standen die Blätter des Pfirsichbaumes wieder unbeweglich in der stillen Luft, deren Klarheit an blasses Apfelgelee erinnerte. Schräge Sonnenstrahlen streiften die Baumspitzen auf der Wiese hinter dem Obstgarten. Unser Hof lag schon halb im Schatten.

»Lasst uns noch mal zum Bach gehen«, schlug Leonie vor.

»Aber doch nicht *jetzt!*«, rief Mama.

»Vielleicht habe ich einen Fisch an der Angel ... einen dicken Katzenwels.«

»Nein, Kinder, bleibt lieber zu Hause. Es ist ja gleich Zeit für die Mondblumen.«

Leonie blinzelte zur Sonne hinauf und betrachtete dann prüfend das Windengeflecht auf der anderen Hofseite. »Ach was, so schnell rückt der Schatten nicht vor. Wir schaffen es bestimmt, wenn wir uns beeilen.«

»Es ist später, als du denkst, Leonie«, deklamierte ich. Ohne diese Bemerkung ging es bei uns einfach nicht. Leonies Unpünktlichkeit war in der Familie sprichwörtlich und eine Quelle ständiger Witze. Wie alle Eiferer konzentrierte sie sich immer so leidenschaftlich auf das, was sie gerade vorhatte, dass sie glaubte, die Zeit müsse sich nach ihr richten. In diesem unerschütterlichen Glauben versäumte sie Züge, ließ das Essen anbrennen und erfuhr nie, wie ein Film angefangen hatte. Als Soames geboren werden sollte, war es nicht möglich gewesen, sie rechtzeitig ins Krankenhaus zu schaffen. Sie behauptete, es sei noch lange nicht so weit, nähte seelenruhig ein Schleifchen nach dem anderen an den Babykorb – alles sollte so schön wie nur möglich sein –, und der Erfolg war, dass Soames im Auto zur Welt kam. Aber selbst daraus hatte Leonie keine Lehre gezogen.

Während sie mit uns argumentierte, müßig, aus purer Gewohnheit, kroch der Schatten weiter, zuerst über den Hof und dann die Wand des Räucherhauses hinauf. Ich ging, um mir die Mondwinden anzusehen, die sich dort über das Dach rankten und auch vom Nussbaum Besitz ergriffen hatten – ein Dickicht herzförmiger Blätter und langer, fest geschlossener Knospen. Das alles war aus den braunen Körnern gewachsen, die im Frühling in die Erde gesenkt worden waren, jenen steinharten Körnern, die den Lebenskeim in sich so gut schützten, dass man eine Feile hätte nehmen müssen, um sie vor der Zeit zu öffnen.

Aus dem Augenwinkel glaubte ich eine Bewegung wahrzunehmen und fuhr herum. Nichts rührte sich. Die Knospen hingen unbeweglich. Aber ich wusste Bescheid. Jetzt fing es an. Ich rief die anderen, und sie kamen eilig über den Hof. Mama, die im Laufen den Feldstuhl an sich gerissen hatte, nahm Platz, um das Schauspiel in aller Bequemlichkeit zu genießen. Papa hockte sich neben ihr auf die Fersen. Das Gespräch versickerte allmählich. Mit der Spannung wuchs die Stille. Gleich, gleich musste sich die erste Blüte öffnen.

»Da!«

»Wo?«

»Nein ... es war doch noch nichts.«

Wir warteten schweigend, wie gebannt. Bebe da nicht ein Stängel? Lief nicht ein schwaches Erschauern durch die gewundene Ranke, mehr erfühlt als gesehen? Nein, wir hatten uns wieder getäuscht. Doch, jetzt zuckte ein Blatt! Eine der langen Knospen begann leise zu zittern. Langsam zuerst, dann immer schneller entfaltete sich die grüne Hülse, die zarten weißen Ränder der Blütenblätter kamen zum Vorschein, die Spirale rollte sich von oben nach unten auf, weitete sich, bis schließlich der weiße Kelch unserer Mondwinde

voll erblüht war. Neu erschaffen, ursprünglich, makellos, bot er der Welt in seiner Tiefe einen winzigen, juwelengleichen Tropfen Nektar dar.

»Seht doch nur!«

»Da ist wieder eine!«

»Drei – nein, vier!«

Und nun ging es Schlag auf Schlag. Die Blüten explodierten förmlich: fünf, zwölf – ein Sturzbach verschwenderischer Schönheit ergoss sich in die Abendluft.

»Zweiundzwanzig, dreiundzwanzig, vierundzwanzig ... Vierundzwanzig! Mama, du hast richtig gezählt!«

»So viele auf einmal hab ich noch nie gesehen.«

»Ist eben ein gutes Jahr.«

»Wie schön sie sind!«

»Und so bald verwelkt ...«

»Aber jetzt sind sie schön.«

Die königlichen, schimmernden Blüten dehnten und strafften sich wie die Seide sich öffnender Schirme. Im Morgengrauen würden sie schlaff herunterhängen, faltig und vergilbt wie abgetragene Glacéhandschuhe nach einem Ball. Nun, alles zu seiner Zeit. Noch glühten die Blumensterne weiß vor dem dunklen Laub, noch verströmten sie den süßen und auch ein wenig bitteren Duft ihres ersten und letzten Hauches.

Wir warteten, hofften auf eine verspätete Blüte, aber die Vorstellung war für heute zu Ende. Im Zuschauerraum konnte Licht gemacht werden. Wir sahen einander lächelnd an, und jeder von uns fühlte sich irgendwie leichter, geläutert und verjüngt. Die Windenblüte; dieses Wunder, das sich allabendlich erneute, barg wie alle Wunder die Kraft des Heilens in sich.

An diesem Abend aßen wir im Hof. Nachdem wir uns um den Tisch versammelt hatten, betete Papa: »Herr, segne diese Speise ... Beschütze unsere Lieben, wo sie auch sein mögen ... Gib, o Herr, dass wir dir auf dem rechten Wege folgen ...« In schlichteren Worten hieß das, er sei dankbar für die lieblichen Düfte des Sommerabends, für den ersten Stern, der an unserem Blitzableiter aufgespießt zu sein schien, und für die frischen Tomaten aus dem eigenen Garten. Aber er hätte es als heidnisch empfunden, seine Freude und Dankbarkeit in der Sprache des Alltags zu äußern. Also wählte er die Form, die er für angemessen hielt, und Gott, dem solche Gebete vertraut sind, wird es schon richtig übersetzt haben. »... Und nimm uns dereinst gnädig zu dir in dein himmlisches Reich, unsere ewige Heimat. Gewähre uns diese Bitte um Jesu Christi willen. Amen.«

Ein leichtes Füßescharren füllte die Anstandspause zwischen dem Amen und dem Herumreichen des Brotes aus.

»Nun langt ordentlich zu«, forderte Mama uns auf. »Aber lasst noch ein bisschen Platz für das Gefrorene.« Wenn sie fein sein wollte, sagte sie ›Gefrorenes‹ statt ›Eiscreme‹.

Niemand kehrte sich an diesen Rat. Das hinderte uns jedoch nicht, nach Schinken, Tomaten und Zuckermais riesige Portionen ›Gefrorenes‹ zu vertilgen. Leonie stocherte in der Eismaschine herum und rief: »Jessica, mach, dass du fertig wirst, hier ist noch was.«

»Immer her damit«, sagte Jessica.

»Kind, dir wird schlecht werden«, warnte Mama.

»Ach wo. Es schmeckt herrlich. Und so schön stark nach Vanille.«

»Ja, nicht wahr, die Vanille ist gut. Ich hab heute das neue Glas aufgemacht, das von dem Teehändler.« Mama gehörte zu jenen Frauen, die den Überredungskünsten eines Hausierers einfach nicht widerstehen können.

Jessica formte mit dem Löffel eine komische Figur aus ihrem Eis. »Na bitte, jetzt spielst du schon damit«, stellte Mama fest. »Du hast genug.«

»Aber es ist ja noch so viel da.«

»Bringt es doch Miss Hagar«, schlug Papa vor.

»Das ist eine Idee«, stimmte Mama freudig zu. »Einer von euch kann schnell mal rüberfahren.«

Soames und ich stiegen in den MG, ich balancierte das Kühlgefäß auf meinen Knien, und so fuhren wir in die Nacht hinein. Es war sehr dunkel. In dem offenen Wagen erschien mir die Finsternis, die sich auf der einsamen Landstraße über und um uns auftürmte, wie eine körperliche Bedrohung. Ich dachte an die mittelalterliche Vorstellung von der Pestilenz, »die da kommt wie der Dieb in der Nacht«, und eine Gänsehaut überlief mich – ob vor Angst oder Vergnügen, das wusste ich allerdings nicht.

Kurz vor Miss Hagars Anwesen zweigte ein Weg ab, der zwischen zwei Zedernreihen zu Mr. Corcorans Haus führte, einem alten Backsteinbau, in dem er einsam und verbittert gehaust hatte, bis sein Sohn auf ihn schoss.

»Wirklich ein stilechter Tatort«, sagte ich.

Soames nahm Gas weg. »Wollen wir's uns mal aus der Nähe ansehen?«

»Das Haus?«

»Ja.«

»Meinetwegen ... Wer soll uns schon was tun?«

Haarscharf am Briefkasten vorbei bog er in das Friedhofsdunkel der Zedernallee ein. Der kleine Wagen hüpfte über

die Schlaglöcher. Im Licht der Scheinwerfer tauchte die hohe Backsteinfassade auf, die mit ihren geschlossenen Fensterläden so abweisend wirkte, als hüte sie ein Geheimnis. Eine Weile saßen wir stumm da. Das Raunen der Zedern und das leise Pochen des Motors schienen die Stille ringsum noch zu vertiefen. In so einer finsternen Nacht hatte sich der verrückte Junge mordlüstern ins Haus geschlichen. Ich glaubte, geräuschlos aufgehende Türen zu sehen, ein Gesicht am Fenster ...

»Bloß weg von hier«, murmelte Soames.

Er wendete, und wir fuhren unter den Zedern zurück bis zur Kreuzung. Dann ging es auf der Straße weiter. Der Gedanke an Miss Hagar unerschütterliche Ruhe hatte etwas Tröstliches.

»Ich bin gleich wieder da«, sagte ich, als wir das Haus erreicht hatten. Ich ging mit dem Eisbehälter zur Vordertür und klopfte. Keine Antwort. Drinnen brannte Licht, also musste Miss Hagar noch wach sein. Ich klopfte etwas stärker.

»Wer ist da?«, fragte eine dünne Stimme.

»Ich.«

»Wer?«

»Mary Jo – Mrs. Soames' Tochter.«

»Oh! Einen Augenblick bitte.« Ich hörte ein Schurren, als würde ein schweres Möbelstück über die Dielen geschoben. Ein Riegel knarrte, die Tür öffnete sich, und Miss Hagar stand auf der Schwelle. Dumpfe, heiße Luft strömte an ihr vorbei in die Nacht hinaus.

»Ach herrje, ich hatte ja keine Ahnung, wer das sein könnte!«

»Entschuldigen Sie, Miss Hagar – habe ich Sie geweckt?«

»Ich hab bloß so ein bisschen gedöst. Kommen Sie doch, kommen Sie rein!«